

Das Stadtbataillon 28 anno 1914 [Fortsetzung]

Autor(en): **Christen, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **24 (1934)**

Heft 32

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-643104>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

selber daran, und Gott hat ihre Arbeit und ihr Beten über alles Begreifen hinaus mit Erfolg gekrönt.“

Solche schönen Worte schenkt Rudolf von Tavel den Schwestern in der prächtigen Gedenk- und Festschrift, die er dem Berner Diakonissenhaus auf die Feier seines 90jährigen Bestehens widmete.

M. B.

Das Stadtbataillon 28 anno 1914.

(Zum 20. Jahrestag der Mobilisation.)

Von Peter Christen.

6

Grenzerlebnisse.

Nehmen wir die Karte zur Hand, so sehen wir, wie die Ajoie in einem unförmigen Rechteck aus der Linie unserer Nordgrenze ins französische Gebiet vordringt. Nahe der äußersten rechten Ecke dieses Vorsprungs verlief die frühere deutsch-französische Gemarkung zwischen Pfetterhausen (1 Kilometer von der Schweizergrenze) und Réchey (500 Meter) in nördlicher Richtung gegen das Elsaß. Der Dreiländerstein im Walde von Beurnevésin war uns eine bekannte Ecke. Der Larginzipsel wiederum, durchschnitten von der internationalen Straße Pfetterhausen-Ottendorf, dringt wie ein schmaler Darm, etwa in der Breite vom Viktoriaplatz bis zum Zeitglocken, 2 Kilometer weit in das ehemalige Kriegsgebiet vor. Wie oft ist es im Laufe der Jahre vorgekommen, daß unsere Patrouillen gleichzeitig mit Deutschen und Franzosen sich unterhielten, wobei die beiden Gegner sich gegenseitig ruhig betrachteten konnten. Sie hatten nicht zu befürchten, niedergeschossen zu werden, da zwischen ihnen unser schmale neutrale Larginzipsel lag. Die Front, die von unserer Grenze über die Vogesen, Champagne, Somme und Flandern als ununterbrochene Linie bis zur Nordsee dehnte, lehnte sich genau an die nördliche Ecke dieses Zipsels an. Unsere dortige Schildwache Nr. 2, die bekannteste und interessanteste im ganzen Schweizerland, sah mit dem linken Auge in die französischen, mit dem rechten in deutsche Schützengräben! Als Dedung im Falle einer Beschießung diente ein Blockhaus. Ganz in der Nähe stand eine durch Bombardement vom 13. Oktober 1914 zerstörte Barade, weiter unten ragten die Ruinen der von den Franzosen in Brand gesteckten Larginmühle, auch Sparhof geheißten, in das „Niemandland“. Auf diesem Bauerngut soll sich ein Liebesdrama abgespielt haben, das zu vernehmen uns Soldaten von ganz besonderem Interesse war. Es soll ein schweizerischer Wehrpflichtiger auf dem Hofe gearbeitet haben. Wenn auch nur ein paar Schritte von seiner Heimat weg, befand er sich halt doch im Ausland. Statt dem allgemeinen Mobilisierungsbefehl in den ersten Augusttagen Folge zu leisten, entschloß er sich zum Verbleiben, um, weil er auf die hübsche Bauerntochter ein Auge geworfen hatte, seine Liebste vor Grenzverletzung zu schützen. Ein guter „Freund“ verriet ihn nun beim Kommandanten einer Kompagnie des Bataillons 30 (das ja mit unserm 28 immer auf gutem Fuße stand). Man wußte es einzurichten, den Mann über die Grenze zu loden und dingfest zu machen. Die Liebe zu seinem Mädchen kam ihm teuer zu stehen. Wie so oft im Leben, hat hier unserm jungen Landsmann die tüdtsche Eifersucht eines Nebenbuhlers das Mädchen und eine Zeitlang auch die Freiheit geraubt.

Rechts anschließend an besagtes Bataillon 30, in dessen Bereich dieser Vorfall passierte, hatte das Stadtbataillon den Abschnitt von den Seen südlich Bonfol über Bendlincourt bis zum einspringenden Knie südlich der Straße Bendlincourt-Luffendorf zu übernehmen. In diese Aufgabe teilten sich ablösungsweise zwei Kompagnien, während die beiden andern mit Teilen des schon erwähnten Bataillons 30 in Bendlincourt in Marmquartieren untergebracht wurden.

Im Gegensatz zum eben verlassenen Bleujouse begegnete man hier wieder unfreundlichen Gesichtern, es wurde sogar an einzelnen Orten der Räumung der Scheunen Widerstand geleistet, sodaß mit sanfter Gewalt nachgeholfen werden mußte.

Mich traf es mit einem Halbzug als selbständigen Posten an einen Waldweg bei Punkt 440 zwischen Bonfol und Bendlincourt. Jetzt wußte man, wozu wir in der Uniform steckten. Erinnerungen aus den Knabenjahren, aus den Karl May und Lederstrumpf Büchern wurden lebendig, wie wir nachts im dunklen Wald am Lagerfeuer saßen. Unmittelbar vor uns, genau beim Grenzverlauf, war der Pfad versperrt und zu einer kleinen Stellung hergerichtet worden. Als die romantischste aller Unterkünfte diente eine niedere Hütte aus Ästen und Tannenreisig. Auf dem Dreigestell über dem Lagerfeuer brodelte das Wasser, aus dem wir Tee zu machen suchten. Freundlicherweise hatten unsere Vorgänger den Teebeutel dagelassen. Er war aber schon so oft ausgekocht, daß das Getränk nur einen Schein von Farbe bekam, trotz stundenlangem Kochen. Nichtsdestoweniger schmeckte uns dieses ausgezeichnet, wir verwandelten die Flüssigkeit eben in Grogg! Geschlafen haben die meisten nicht viel; wegen den Sumpfmüden, sogenannten „Schnaken“, war auch der Nichtraucher über das Verbrennen eines Stumpens froh. Von Mülhausen oder Belfort her hallte Geschützdonner, im Unterholz raschelte es, Käuze ließen ihr unheimliches Lied ertönen, kurz und gut, es war eine interessante, mit Spannungen geladene und vor allem „arbeitsreiche“ Nacht. Alle Augenblicke sah die Doppelschildwache im Dunkel der Tannen etwas „Verdächtiges“ oder meinte heranschleichende Tritte zu hören, spannte den Hahn und rief ihr martialisches „Wache heraus!“. In weniger als einer Minute war die Stellung besetzt, die erwartungsvolle Phantasie gaukelte den Sinnen versteckte Gefahren vor und meine Leute erwarteten das Kommando „Feuer!“. Aber schließlich hieß es Nerven bewahren und es nicht zu einer unbedachten Grenzverletzung kommen lassen. Als Postenchef kam ich während der Nacht nie aus der Aufregung heraus und besonders die allzu Aengstlichen witterten hinter jedem Geräusch, dem Rauschen der Baumwipfel und dem Bewegen der Tannenäste irgend einen bösen, heimtückischen „Feind“. Bei den Nachbarposten war es nicht anders, und manch' unschuldige Tanne bekam aus dem Ordonnanzgewehr eins aufgefressert. So wurde wenigstens niemand die Zeit zu lang, die ununterbrochenen Rufe „Halt, wer da!“ und „Wache heraus!“ hielt uns die ganze Nacht munter. Möglich war es natürlich schon, daß vereinzelt deutsche oder französische Nachtpatrouillen den bequemen Larginzipsel als Abkürzung benützt haben. Bei dem sehr dichten Wald und den verhältnismäßig dünnen Postierungen auf unserer Seite ließ sich die Sache schon „drehen“. Später ist solchen Gelüsten durch Erstellen eines hohen Drahtzaunes der Riegel geschoben worden. Die Deutschen hatten den ihrigen für etwaige Deserteure in die allzu nahe Schweiz sogar unter Starkstrom gesetzt.

Ich war froh, als die Dämmerung anbrach und die Vögel zu pfeifen anfangen. Der zweite Sonntag im Felde zog herauf und verhieß wieder einen Tag voll Sonnenschein und Wärme. Vom Fourier erbat man frischen Tee, machten so gut es ging Toilette, stellten das „Kantonnement“ in Ordnung und lauschten den fernem, aus drei Ländern zusammenklingenden Glocken, die feierlich zum Gebet an den Lenker aller Schicksale mahnten. Auf unserm einsamen Posten war es still geworden, jeder hing seinen eigenen Gedanken nach. Für die hinten liegenden Truppen hielt unser Feldprediger Hauptmann Pfister, Pfarrer an der Berner Pauluskirche, den ersten Feldgottesdienst ab. Niemand, weder Offizier noch Soldat, hat dabei gefehlt, und wie mir Teilnehmer später sagten, habe es vielen feucht in den Augen geschimmert. Merkwürdig, daß der Mensch

nur in den Stunden der Gefahr und banger Ahnungen sich wieder jener unerforschlichen Allmacht erinnert und gläubigen Herzens zu ihr flüchtet, die allein unserm irdischen Leben Sinn und Zweck zu geben vermag!

Am Nachmittag erfolgte die Ablösung und wir rückten in die Marmquartiere im Dorfe ein. Der 17. August (Montag) sah uns unter zeitweise strömendem Regen bei Schanzarbeiten in Richtung Coeuve, um andern tags wieder den Grenzschutz zu übernehmen. Beim dritten Wechsel wurde mir mit meinem Halbzug eine besondere Aufgabe zugewiesen, die Bewachung der Station Bendlincourt. Ich war „Bahnhofscommandant“ geworden, ein Posten, der uns allen außerordentlich gefiel. Die Lokalbahn (Pruntrut-Bonfol-Pfetterhausen mit Anschluß nach Dammerkirch) blieb auf den Verkehr in der Schweiz beschränkt. An der Grenze war die Linie durch Aufreißen der Schienen unterbrochen. Aber auch so herrschte immer noch ein ziemlich reger Verkehr. Der Schildwachbefehl ging jedoch nicht über die Pflichten einer „Außenwache“, wir hatten also vor allem fremde Militärpersonen festzunehmen und sonstige Verdächtige anzuhalten. Als Bureau, Wachtstube und Kantonement diente der Wartsaal. Wir waren „sehr gut“ untergebracht. Am zweiten Tag schon suchten wir Rothosen, die in Begleitung von 2 Mann des Bataillons 30 über die Felder unserer Station zuschritten. Es waren die ersten französischen Ueberläufer, ein Korporal vom 97. Regiment und ein Soldat vom 253. Regiment. Ohne jegliches Gepäck, außer der zweitritrigen Feldflasche, der Soldat sogar ohne Gewehr, machten sie einen erschöpften Eindruck. Sie ließen sich ins Gras fallen und wir löschten ihnen vorerst den brennenden Durst. Wie sie sagten, waren sie in einem Gefecht bei Mülhausen abgepresst worden und hatten sich unbemerkt durch die deutschen Linien geschlängelt, ohne zu wissen, in die Schweiz geraten zu sein. Sie wurden zum Kommando ins Dorf gebracht und dort — begrüßte der eine von ihnen einen Küchenchef des Bataillons 30 als alten Bekannten. Für sie war der Krieg glücklich zu Ende.

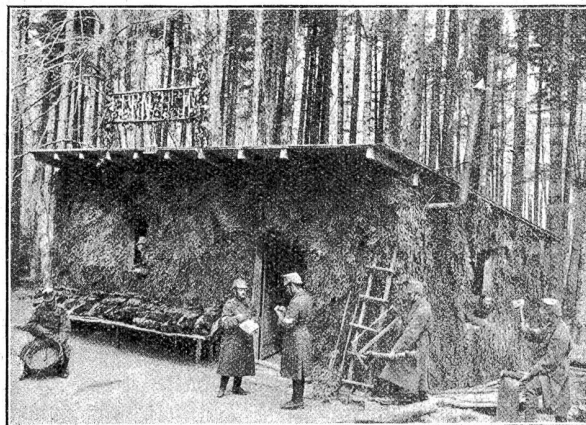
„Sensationell“ wirkte der Urlaub eines Stadtberners, dem die Mutter gestorben war und der für diesen Ausnahmefall für zwei Tage heim durfte. Man umringte ihn nach seiner Rückkehr, um zu hören, wie es in der Bundesstadt aussehe, was die Menschen trieben, wie die Geschäfte gingen usw. Trotzdem man ja durch die Feldpost mit seinen Angehörigen und Bekannten in Verbindung blieb, war man eben doch auf jede Neuigkeit, besonders noch durch einen Augenzeugen, gespannt. Viel bespöttelt wurde ein weiterer



Im Wald bei Ottendorf.

„Fall“ eines Korporals, der als erster „Verwundeter“ in ein Spital evakuiert werden mußte. Seine Krankheit hing mit einem Tierchen zusammen, das bei uns nicht sehr sym-

pathisch war — der Filslaus! Man zerbrach sich den Kopf darüber, welches „Schweinchen“ im Dorf ihm dieselbe angehängt haben könnte. Denn nicht alle Leute haßten die



Im Largin. Posten Nr. 1.

Soldaten, es langte doch schon zu mancher verschwiegenen und heimlichen Abendpromenade. Zudem war man ja im „Krieg“.

So kam der Tag, wo es mit dieser wohl allen unvergeßlichen Zeit zu vorderst an der Grenze aus war. Wir wurden durch ein Dragonerregiment abgelöst und bekamen diesen Abschnitt erst in zwei Jahren wieder zu sehen.

Bevor wir von ihm Abschied nehmen, wollen wir seiner noch etwas näher gedenken, weil wir sonst keine Gelegenheit mehr haben, darauf zurückzukommen.

In jenen Tagen war der Auszug unserer Armee so verteilt: Die dritte Division auf Les Rangiers und in der Ajoie, rechts von ihr die zweite und um Basel die vierte. In zweiter Linie, am Fuße des Juras, standen die erste, fünfte und sechste Division. Im Raume Delle-Dampant besorgten den Grenzschutz 2 Kavallerie-Brigaden. 250,000 Mann waren bereit, die Unabhängigkeit und Neutralität ihres Landes zu verteidigen.

Schon früh hatten Kavalleriepatrouillen der beiden kriegerischen Parteien miteinander Fühlung genommen, ohne es mit der Respektierung unseres Hoheitsgebietes genau zu nehmen. So bemerkte am 3. August in der Gegend von Beurnevésin eine unserer der Grenze entlang streifenden Patrouillen des Landsturmbataillons 24 eine Abteilung deutscher Reiter, die von französischen Dragonern heftig verfolgt und in die Schweiz abgedrängt wurde. Hier wurden sie unverzüglich umzingelt und entwaffnet. Die verfolgenden Franzosen machten an der Grenze Halt und verschwanden wieder. — Die deutsche Patrouille war geführt von Leutnant Prinz vom 5. Regiment Jäger zu Pferd. Er wollte in der Richtung Sept-Pfetterhausen-Réchésy und darüber hinaus aufklären und geriet südlich letzterer Ortschaft in feindliches Feuer. Die Deutschen wurden durch ihre Gegner angegriffen und suchten sich zwischen Réchésy und der Schweizergrenze nach Bisel zurückzuziehen. Der sumpfige Bendlinebach versperrte den Reitern den Weg und die einzige Brücke war unter Feuer eines feindlichen Postens. Leutnant Prinz war genötigt, mit 7 Mann Rettung auf Schweizerboden zu suchen. Es waren alles junge Leute und trugen bereits die feldgraue Uniform. Polizeikommandant Oberst Jost von Bern sorgte für ihren Weitertransport. Dem deutschen Offizier, der in Chur interniert wurde, gelang es später, nach Deutschland zu entkommen.

Am 13. Oktober 1914 landeten 6 deutsche Granaten im Largizipfel auf Schweizerboden. Glücklicherweise haben sie niemand verlegt. Bei dieser Gelegenheit ging der schon

erwähnte „Sparhof“ in Flammen auf. Er gehörte einem Herrn R. Meyer in Delle. Die deutsche Beschießung galt wahrscheinlich den französischen 155 Millimeter-Kanonen, die südlich Pfetterhausen etwas allzu nahe unserer schützenden Grenze postiert waren. Eine Verletzung mindestens neutraler Luftzone mußte auf alle Fälle die Folge sein. Auf Vorstellungen unserer obersten Heeresleitung hin haben die Franzosen später ihre Kanonen an einen weniger kritischen Standort gezügelt.

Der „Bans de Porrentruy“ vom 15. Oktober brachte nebst der Schilderung dieses Vorfalles noch folgenden merkwürdigen Bericht: „Zahlreiche Schweizer Zivilisten haben sich an diesem Nachmittag auf die Straße Pfetterhausen-Rechèy begeben und dort französische Truppen angetroffen. Gegen 4 Uhr war das für die Franzosen günstig verlaufene Gefecht zu Ende. Die Soldaten, alles Leute von gutem Aussehen, waren bei ebenso guter Stimmung und erklärten sich alle vom Ergebnis des heutigen Tages höchst befriedigt. Die Abteilung, die wir gesehen haben, hatte 3 Tote, 5 Verwundete und 1 Vermißten.“ (Fortsetzung folgt.)

† Professor Dr. Artur Weese.

Noch steht lebhaft vor unserem geistigen Auge, wie er spricht. Er wartet ruhig ab, bis sich die Zuhörer gesammelt haben. Mit seinen leicht gekniffenen Augen überblickt er die erwartungsvoll Lauschenden. Dann hebt er an. Einfach, scheinbar mühelos fließt ihm das Wort über die Lippen. Immer frei ist seine Rede, höchstens hat er sich einige Daten zur Stütze des Gedächtnisses aufgeschrieben. Wer da glaubt, seine Rede sei aus dem Aermel geschüttelt, der irrt sich. Professor Weese hat sich seine Vorträge, vielfach auch seine Tischreden, vorher immer genau zurecht gelegt. Diese Vorbereitung, die niemals ein Auswendiglernen war, sein Reichtum an Worten und Wendungen, sein Gefühl für die Erfordernisse des Augenblicks, sie machten aus ihm einen Meister des Wortes.

Seit dem 30. Mai 1934 ist dieser Mund still....

Schwer leidend hat er sich selbst einen Sebastian genannt.

Sein Hinscheid hinterläßt im Geistesleben der Stadt Bern eine empfindliche, in ihrer Art nicht auszufüllende Lücke.

1905 ist der Münchner Privatdozent als Extraordinarius für Kunstgeschichte nach Bern berufen worden. Ein Jahr später ist er, der damals Siebenunddreißigjährige, Ordinarius. Von allem Anfang an stellt er sich neben seiner Lehrtätigkeit der Öffentlichkeit zur Verfügung mit Vorträgen, Führungen, Ratsschlägen in Kunstfachen. Seine Schüler verehren ihn; er ist nicht nur Lehrer, Förderer, er ist ihr Freund. Freund auch dann, wenn er mit den Leistungen nicht zufrieden ist. Mit sich selber geht er strenge ins Gericht, wenn er die Ergebnisse seiner Forschungen zu Papier bringt. Im Laufe der Jahre wird sein Stil schlichter; immer ist er durchglüht von Begeisterung für das Schöne und Edle. „Alle Schönheit vergeht — auch in der Kunst, die die Schönheit verewigt.“

„Es lebe die Freude“, leitete er einmal eine Rede ein. Diese lebensbejahenden Worte heute zu wiederholen, fällt schwer für die, die in Professor Weese den bedeutenden Menschen, den großen Künstler verehrten. „Den großen Künstler“, ja das war er. Darum war ihm auch die wunderbare Einfühlungsgabe in die Werke der bildenden Kunst gegeben. Die Bamberger Domsulpturen zu deuten, ikonographisch wie dem Kunstwerke nach, das lag ihm so nahe wie Wegbereiter und Deuter unseres Ferdinand Hodler zu sein.

Hat er, als gebürtiger Deutscher, unsere Mundart auch nie sprechen können, so ist er doch tief eingedrungen in das, was schweizerisch ist und vor allem was mit Schweizerkunst verbunden ist. Man lese nur die Einleitung nach, die er



† Professor Dr. Artur Weese.

Phot. F. Henn, Bern.

zu dem herrlichen, gemeinsam mit seiner Frau, Dr. Emma Maria Weese, herausgegebenen Buche „Die alte Schweiz“ geschrieben hat, und man wird bestätigt finden, was wir hier sagen!

So sehr es für ihn selbst zu bedauern ist, daß widrige Umstände ihm keine große Professur in Deutschland eingetragen haben, so wenig haben wir Schweizer es zu beklagen. Und vielleicht hat ihm auf die Dauer die freierliche Schweizerluft selbst viel besser angeschlagen. Schade nur, daß er sich selbst — mit Unrecht — gelegentlich als fremdes Element unter uns Schweizern wählte. Wie gut und wie herzlich hat er sich doch mit vielen unter uns verstanden und vertragen! In seiner und vielleicht Friedrich Langhansens, des verstorbenen Generalprokurators Gesellschaft sein zu dürfen, das war unvergeßlicher Genuß. Oder gar Empfänger von Briefen aus seiner Hand zu sein, das bedeutet Erinnerung an schöne Stunden. Artur Weese war nicht nur ein Redner, er war auch ein Briefschreiber seltenster Prägung. Schon äußerlich waren seine Briefe ein Meisterwerk graphischer Gestaltung. Seine an gotische Schreibkunst erinnernden Lettern fügten sich zu einem Ganzen, das mit der Geschlossenheit des Inhalts in schönster Weise harmonierte. Wir freuen uns darüber, daß die Bernische Kunstgesellschaft, betreut von Dr. Heer und Dr. Binassa, auf Weihnachten 1934 eine Auswahl von Weese-Briefen herausgeben wird. Der Verfasser dieser Briefe hat dieses bescheidene Denkmal wohl verdient.

Nicht vergessen sei seine jahrelange Führerschaft in der Bernischen Kunstgesellschaft. Sie war die Brücke zu dem kunstfreundlichen Bern. Hier nahm er bestimmenden Einfluß auf das Kunstleben unserer Stadt. Nicht nur stellte er sich immer wieder als Vortragender zur Verfügung, er vermittelte auch die Bekanntschaft bedeutender Hochschul-lehrer außerhalb unserer Grenzen. Und wie manchem jungen